

Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes

Herausgegeben vom Vorstand

Deutscher Germanistentag 1987 in Berlin, 3. Mitteilung.	1
--	---

Schreibkultur (1. Teil)

Bernd Witte / Jürgen Hein: Einführung	2
Friedrich A. Kittler: Über Aufschreibesysteme	3
Kaspar H. Spinner: Fiktionales Schreiben in der Schreibwerkstatt	8
Joachim Fritzsche / Winfried Pielow: Schreiben lehren? Selber schreiben? Ein Bericht über den „Segeberger Kreis“	15
Ludger Hoffmann: Interkulturelles Schreiben: Stilistische Notizen	24
Rita Huppertz / Johannes Stoffers: Ein Leben ohne Schrift. Alphabetisierung deutschsprachiger Erwachsener als Aufgabe linguistischer Forschung und unterrichtlicher Praxis	32

Hinweise/Berichte

Jürgen Hein: Raimund-Symposium in Wien und Nestroy-Gespräche in Schwechat 1986. . .	40
Resolution des Deutschen Germanistenverbandes – Fachgruppe der Deutschlehrer vom 12. 10. 1985.	41
In memoriam Erika Essen.	42
Die historische Dimension im Deutschunterricht. Jahrestagung des Landesverbandes Westfalen/Lippe am 14. 11. 1986 in Münster	43
Bericht aus dem Landesverband Berlin – Fachgruppe der Deutschlehrer.	43

Zeitschriftenschau	45
---------------------------------	----

Herausgeber: Norbert Oellers, Germ. Seminar d. Universität Bonn, Am Hof 1 d, 5300 Bonn 1 und Jürgen Wolff, Isolde-Kurz-Straße 53, 7000 Stuttgart 75.

Redaktion: Franz R. Franke, Rhönstraße 98, 6000 Frankfurt/M. 60 und Klaus Wener, Wilhelm-Busch-Straße 49, 6000 Frankfurt/M. 50.

Verantwortlich für dieses Heft: Jürgen Hein, Universität Münster, Fachbereich 21, Fließnerstraße 21, 4400 Münster, und Bernd Witte, Germ. Inst. d. RWTH Aachen, Templergraben 55, 5100 Aachen.

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung des Vorstandes wieder.

Die „Mitteilungen“ erscheinen vierteljährlich (im März, Juni, September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt jährlich 35,- DM, für Mitglieder des Verbandes ist damit gleichzeitig der Jahresbeitrag abgegolten. Preis des Einzelheftes 9,- DM, jeweils zuzüglich Versandkosten.

Aufnahmeanträge für die „Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten“ sind zu richten an: Wolfgang Bachofer, Markt 5, 2056 Glinde, für die „Fachgruppe der Deutschlehrer“ an: Rainer Gerzden, Westring 329, 2300 Kiel. Bestellungen der „Mitteilungen“ ohne Aufnahmeanträge nur an den Verlag.

Alle Bezieher der „Mitteilungen“ werden im Interesse einer lückenlosen, termingerechten Belieferung dringend gebeten, jede Adressenänderung unmittelbar dem Verlag mitzuteilen. Für unverlangte Bücher und Manuskripte keine Haftung. Rücksendung nur gegen beigefügtes Porto. Redaktionsschluß jeweils 3 Wochen vor Beginn des Erscheinungsmonats.

Verlag und Anzeigenverwaltung: Verlag Moritz Diesterweg GmbH & Co, Hochstraße 29–31, Postfach 11 06 51, D-6000 Frankfurt 1.

z. Z. ist Anzeigentarif Nr. 6 vom 1. 1. 1982 gültig.

Postverlagsort: Frankfurt 11.

Druck: Druckwerkstätten Koehler & Hennemann GmbH, Wittelsbacherstraße 8, 6200 Wiesbaden.

Fiktionales Schreiben in der Schreibwerkstatt

1. Die neue Schreibbewegung

Allen Unkenrufen der Mediengläubigen zum Trotz: Das Schreiben hat noch nicht ausgespielt. In Schulen, Hochschulen und Freizeiteinrichtungen entstehen Schreibgruppen und Schreibwerkstätten, Lyrik- und Kurzgeschichtenwettbewerbe können mit vielen Zusendungen rechnen, Zeitungen und Zeitschriften entdecken die nichtprofessionelle Literaturproduktion – und selbst für die therapeutische Arbeit wird das Schreiben nutzbar gemacht (vgl. v. Werder 1986). Auch die theoretische Aufarbeitung der Erfahrungen, die in Schreibwerkstätten gemacht werden, hat – etwas zögerlich – begonnen. Wenig wird allerdings bislang beachtet, daß den Schreibinitiativen unterschiedliche Konzeptionen zugrundeliegen. In einschlägigen Veröffentlichungen und Verlautbarun-

gen wird oft recht global für Kreativität, freien Schreibausdruck usw. plädiert und damit verdeckt, daß unter solchen Begriffen recht Verschiedenartiges verstanden wird und entsprechend Zielsetzungen und Arbeitsformen der Schreibwerkstätten voneinander abweichen. Wenn ich im folgenden die von mir vertretene Konzeption, die ich seit mehreren Jahren praktiziere, in Abgrenzung zu anderen beschreibe und begründe, so tue ich das in erster Linie in der Absicht, den Blick für die verschiedenen Ansätze, für ihre Leistungen und Grenzen zu schärfen.

Wesentliche Anstöße für die gegenwärtige Schreibbewegung gehen zurück auf die amerikanische Kreativitätsdiskussion, die in der Zeit um 1970 in Deutschland aufgegriffen wurde. Kreativität ist in diesem Zusammenhang als abweichendes Denken, als Durchbrechen gegebener Denk- und Sprachnormen, als zweckloses Spiel verstanden worden; sie ist zum Leitbegriff einer Kritik geworden, die sich gegen die einseitig rational-analytische Ausrichtung des modernen Wissenschafts- und Unterrichtsverständnisses wendet. In der Deutschdidaktik sind im Rahmen dieser Diskussion Möglichkeiten des kreativen Umgangs mit Sprache und Texten entwickelt worden, und in vielen Schreibwerkstätten ist das Kreativitätskonzept bis heute lebendig. Freude am Nonsens, am Verfremden, an Überraschungseffekten steht dabei im Vordergrund. Konkrete Poesie, Surrealismus, Dadaismus stehen Pate, parodistisches Schreiben nach dem Modell von Queneaus Stilübungen ist in Schreibwerkstätten das bekannteste Arrangement im Rahmen dieser Konzeption.

Noch wichtiger ist für die neue Schreibbewegung allerdings eine andere Entwicklung geworden: die Hinwendung zum Privaten, Persönlichen, Biographischen, wie sie seit Mitte der 70er Jahre feststellbar ist. *Neue Sensibilität und Neue Subjektivität* sind die Stichworte, die die Literaturkritik zu dieser Entwicklung geliefert hat. Beim Schreiben geht es in diesem Zusammenhang nicht um das Spiel mit der Sprache, sondern um die Möglichkeit, „sich selbst schreibend auszudrücken in eigenen Texten, Tagebüchern, Briefen“ (so im Editorial des einschlägigen WPB-Hefes vom Februar 1986). Das amerikanische Kreativitätskonzept erscheint von hieraus gesehen als Sprach- und Geistesakrobatik, der die Authentizität abgeht. Schreiben wird nun als Verarbeiten eigener Erfahrungen verstanden, an die Stelle des Spiels tritt der Ernst des Bekenntnishaften, an die Stelle der verfremdenden Distanzierung die Nähe intimer Kundgabe. Nicht das Schreibspiel, sondern der freie, fast immer autobiographische Text ist erwünscht, es geht darum, sich etwas von der Seele zu schreiben. Die meisten heutigen Schreibwerkstätten folgen diesem Selbsterfahrungsmodell – die Kreativitätskonzeption wird dabei allenfalls für Anwärmbungen, zum Abbau von Schreibhemmungen in Anspruch genommen.

In der Selbsterfahrungskonzeption sind weitgehend auch die Anregungen aufgegangen, die die politisch ausgerichtete Werkkreisbewegung der 60er und 70er Jahre gegeben hat. Insgesamt ist es um diese Schreibinitiativen von Lohnabhängigen erstaunlich still geworden. Die Selbsterfahrungskonzeption ist wenig politisch geprägt, sie tendiert zum Gruppendynamischen, Therapeutischen. Sie ist zeitintensiv, denn die Teilnehmer müssen sich aufeinander einlassen. Eingefordert wird offene Selbstkundgabe – wer sich z. B. ironisierend vor zu großer Nähe schützt, steht schnell als der Mißtrauische, Überhebliche da, der das Vertrauen verweigert. Oft verbindet sich für die Schreibenden die Gestaltung eigener Erfahrungen in den Texten mit der geheimen Hoffnung, man werde in der Schreibgruppe endlich als das dichterische Talent erkannt, das man eigentlich ist. Die Texte, weil sie persönlich und oft mit Herzblut geschrieben sind, werden mit hohem Anspruch besetzt – sozusagen dem Goetheschen Tassowort folgend: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.“ So erwarten denn die Teilnehmer nicht nur Anteilnahme an ihren Leiden und Problemen, sondern zugleich Anerkennung für ihre schriftstellerische Leistung.

Sowohl die Kreativitäts- als auch die Selbsterfahrungskonzeption haben m. E. ihre Berechtigung und ihre Grenzen. In meinen eigenen Schreibwerkstätten folge ich einer weiteren Konzeption – nicht, weil ich sie für die bessere halte, sondern weil sie meinen Arbeitszusammenhängen (Schreiben mit wechselnden Schülern-, Studenten- und Lehrergruppen) besser entspricht und eine sinnvolle Ergänzung zur Kreativitäts- und zur Selbsterfahrungskonzeption darstellt.¹

2. Fiktionales Schreiben in der Schreibwerkstatt

In meinen Schreibwerkstätten liegt der Schwerpunkt nicht auf der Wiedergabe biographischer Erlebnisse, sondern auf dem Phantasieren von Erfahrungsmöglichkeiten. Deshalb gehe ich gerne von literarischen Vorlagen aus und rege – in unterschiedlichsten Arrangements – an, sich in die fiktionale Welt hineinzusetzen und sie phantasierend weiter auszugestalten. Ebenso dienen Zeitungsberichte, Fotos, Bilder, Musik, auch Reizwörter u.ä. als Anstoß, sich in Situationen und Personen hineinzudenken. Es wird nicht der Anspruch erhoben, daß sich die Schreibenden persönlich mit ihren Problemen und Ansichten einbringen, es geht ja um phantasierte Figuren. Natürlich fließt auch in solches Schreiben Eigenes ein, aber so, daß unentscheidbar bleibt, was Erlebnisbericht und was erfunden ist. Diese Unentscheidbarkeit bietet Schutz; man setzt sich den anderen weniger direkt aus – und oft traut man sich gerade deshalb, persönliche Erlebnisse, Gefühle und Wunschvorstellungen auszusprechen, die man auf direkte Weise nicht zum Ausdruck bringen würde. Auch auf der sprachlichen Ebene entlastet das Fiktionsmodell von einem oft hemmenden Authentizitätsanspruch: Genauso wie man inhaltlich eine Maske anziehen kann, darf die Ausdrucksweise an bekannte, ggf. durch den Ausgangstext gegebene Stilmuster angelehnt sein. Originalität ist nicht Pflicht. Schreiben im Rahmen der Selbsterfahrungskonzeption impliziert dagegen in der Regel, daß ein eigener Stil, ein persönlicher Ausdruck gefunden wird. Beim fiktionalen Schreiben schreibt man sowohl in inhaltlicher als auch in sprachlicher Hinsicht als man selbst und als ein anderer?; das läßt Grenzen zwischen Rolle und individuellem Ich, zwischen Fremdem und Eigenem offen.

Wenn ich in dieser Weise das Recht auf Nachahmung in Anspruch nehme, setze ich mich dem Vorwurf aus, dem Dilettantismus zu huldigen. Nun erhebe ich in der Tat nicht den Anspruch, in meinen Schreibwerkstätten Schriftsteller heranzuziehen und verborgenen Talenten ein Forum zu bieten. In meinen Schreibwerkstätten ist auch das Epigonale legitim, denn nicht das unverwechselbar Eigene und ausdrucksmäßig Neue ist Ziel, sondern das schreibende Erschließen von Erfahrungsmöglichkeiten, das Ausprobieren von Sichtweisen. Warum soll es nicht erlaubt und spannend sein, z. B. in der Art von Büchners „Lenz“ mögliche Erfahrungszusammenhänge zu gestalten und so eigenes und fremdes Erleben widerspiegelnd zu befragen? Im übrigen ist der Dichtungsbegriff, der Originalität und Authentizität zum Kriterium macht, historisch nicht viel mehr als 200 Jahre alt und keineswegs unumstritten.

Allerdings: Ziel ist die Nachahmung auch in der von mir vertretenen Schreibkonzeption nicht; es kommt nicht darauf an, den Stil eines Vorbilds möglichst genau zu treffen, und es geht mir auch nicht, wie in bestimmten Varianten des heutzutage propagierten produktiven Literaturunterrichts, darum, durch Nachahmung Stil und Struktur eines vorgelegten Textes zu erfassen. Das nachahmende Schreiben ist ein Weg, Erfahrungen mit Sprache und Vorstellungen zu machen; in der Regel führt er rasch auch zu Eigenem und Neuem. Die Gefahr der Klischeebildung, mit der man in Schreibwerkstätten oft kämpft, ist beim nachahmenden Schreiben übrigens meiner Erfahrung nach sogar weniger gegeben als beim freien Schreiben. Denn wenn z. B. von einer interessanten literarischen Vorlage ausgegangen wird, dann liegt ja nicht eine stereotype Schreibweise vor, sondern eine individuell gestaltete; unabhängig davon, ob der Schreibende nun in der vorgegebenen Stilhaltung weiterschreibt, sie verfremdet oder sie verwandelt, durch die Vorgabe ist ein Anspruch gestellt, der die Klischeebildung eher zurückdrängt als fördert. Beim freien Schreiben wird der Schreibende eher dazu verleitet, in seiner Ausdrucksnot zu abrufbaren Klischeeformulierungen zu greifen.

Es sind aber nicht nur solche mehr praktischen Gründe, die mich das Fiktionsmodell bevorzugen lassen. Die Konzeption hat auch ihre identitätspsychologischen, sozialpsychologischen und anthropologisch-kulturgeschichtlichen Hintergründe. Auf sie gehe ich im folgenden kurz ein.

3. Das Fremde und das Eigene – identitätspsychologische Anmerkungen

Das Hineinschlüpfen in fremde Rollen bedeutet nicht, daß das Schreiben nun nichts mehr mit dem Schreibenden zu tun habe. So spiegelte sich z. B., als ich mit Fachleitern eines Studienseminars und Lehramtskandidaten kurz vor den Abschlußprüfungen den Text „Der Diener“ von Kafka in veränderter Perspektive umschrieb, in den Texten der Teilnehmer das Problem der anstehenden Prü-

fungen und der drohenden Arbeitslosigkeit (der Diener in Kafkas Text ist ohne Arbeit; der letzte Satz lautet: „Wer die Fragen nicht beantwortet, hat die Prüfung bestanden“). Die Fiktion kann zur Projektionsfläche für eigene Erfahrungen werden, und sie kann darüber hinaus sogar Verdrängtes und Erhofftes zum Ausdruck bringen; weil die Fiktion nicht dem Anspruch auf Wirklichkeitswiedergabe unterliegt, eröffnet sie die Möglichkeit, von dem zu handeln, was man als Wirklichkeit nicht akzeptiert oder an dessen Verwirklichung man nicht zu glauben vermag. In einer Schreibwerkstatt mit Lehrern und Lehramtsstudenten schrieben wir z. B. zu Tagebuchnotizen eines Schülers, der in einen heftigen Konflikt mit einem Lehrer verwickelt war. Wir phantasieren, wie der Lehrer den Konflikt erlebt haben könnte und wie er darüber reden würde – und da stellten wir, mit einem Anflug inneren Erschreckens, fest, daß es uns gar nicht schwerfiel, uns in einen autoritären, unsensiblen Lehrer, der die eigene Unsicherheit durch Herabsetzung der Schüler kompensiert, hineinzuversetzen. Wir, die wir uns doch alle etwas auf unsere pädagogische Einstellung zugute hielten, entdeckten sozusagen in uns selbst das Gegenbild dessen, was wir selbst sein wollten. Sollte auch in uns in einem verborgenen Winkel die Lust an der Unterdrückung, an der arroganten Überheblichkeit vorhanden sein? Die Fiktion ist eine Möglichkeit, auch über jene Bereiche unseres Selbst zu sprechen, die jenseits unseres gesitteten Alltags-Ich liegen. Das ist kein Angriff auf humane Werte, denn in der Betroffenheit, die solche Gestaltungen auslösen, scheint wieder auf, was wir als bessere Möglichkeit uns wünschen. – In einer anderen Schreibwerkstatt schrieben wir über den Selbstmord einer Jugendlichen, die sich im Zusammenhang mit den Zürcher Jugendkrawallen auf einem öffentlichen Platz mit Benzin übergossen und angezündet hatte. In unsere Texte, in denen wir die Sichtweise dieser Jugendlichen und solche ihrer Bekannten und Verwandten phantasieren, floß manches ein von den Verzweiflungen, Hoffnungslosigkeiten und Verletzungen, die auch in uns selbst vorhanden sind.

Daß in dieser Weise immer auch Eigenes in den fiktionalen Texten zur Sprache kommt, erklärt, warum auch Schreibwerkstätten im Zeichen des Fiktionsmodelles den Teilnehmern das Gefühl vermitteln, durch das Schreiben einander besser kennenzulernen, als dies im alltäglichen Umgang der Fall zu sein pflegt. Gewiß, dieses Kennenlernen ist kein Wissen über die Lebensumstände des anderen, denn direkte Informationen geben die Texte ja nicht; der andere bleibt sozusagen ein potentes Wesen – gerade das aber bewahrt jedem die Freiheit, nicht festgelegt zu sein durch ein Bild, das sich die anderen von ihm machen. Es entsteht eine Balance zwischen Nähe und Distanz – und viele empfinden diese Balance als angenehm und befreiend.

4. Fremdverstehen

Das Interesse, zu erfahren, wie andere ihre Probleme verarbeiten und Lebensperspektiven entwerfen, ist neben dem Bedürfnis, Eigenes zum Ausdruck zu bringen, ein wesentliches Motiv für die Teilnahme an Schreibwerkstätten. Das Anhören der Schreibergebnisse ermöglicht solche Einblicke. Das fiktionale Schreiben ist aber auch schon für den Schreibenden selbst ein Weg zum Fremdverstehen, denn schreibend entwirft er fremde Erlebnisweisen. Man mag vielleicht den Verdacht hegen, die Fiktion fördere nichts anderes als die Projektion eigener Subjektivität, weil man sich dabei nicht um das Verstehen eines wirklichen Gegenübers bemühe. Aber auch im realen Umgang mit Menschen sind die Erlebnisweisen der anderen nicht der direkten Beobachtung zugänglich; wir können andere nur verstehen, weil wir – wie Alfred Schütz in seinen grundlegenden Ausführungen zum Fremdverstehen gezeigt hat³ – in der Lage sind, uns phantasierend in die Situationen anderer hineinzudenken und uns so mögliche Erlebnis- und Reaktionsweisen klarzumachen. Fremdverstehen ist auf unsere Fähigkeit zur Fiktionalität angewiesen und kann deshalb auch nur Vermutungscharakter haben. Fiktionales Schreiben ist deshalb eine Möglichkeit, die Fähigkeit des Fremdverstehens weiterzuentwickeln. Es gehört zur manchmal fast beunruhigenden Faszination von Schreibwerkstattarbeit, daß man durch das schreibende Sich-Hineindenken in fremde Erfahrungswelten plötzlich Verhaltensweisen verstehen kann, die einem vorher unbegreiflich waren (so erging es uns etwa beim Schreiben zu einem Zeitungsartikel, in dem von einem Brandstifter die Rede war, der Betten anzündete – z. B. das Bett eines bewegungsunfähigen Patienten). Natürlich besagt das schreibende Phantasieren nicht, daß man die realen Motive einer bestimmten Person getroffen hat. Darum geht es in der Schreibwerkstatt auch nicht. Während im

realen Umgang mit Menschen die Annahmen über andere durch Beobachtung korrigiert werden, bleibt das fiktionale Schreiben auf die Entwicklung von Vorstellungen, das Ausloten von Möglichkeiten beschränkt – das ist seine Leistung im Rahmen des Fremdverstehens, aber auch seine Grenze.

In der Entwicklungspsychologie findet das Fremdverstehen neuerdings unter dem Begriff der Perspektivenübernahme eine besondere Beachtung. Ausgehend vom Genfer Psychologen Jean Piaget und von George Herbert Mead ist vor allem in den USA eine breit angelegte Forschung zur Entwicklung der Perspektivenübernahme im Gange. Definiert wird die Perspektivenübernahme als die Fähigkeit, sich emotional und gedanklich in die Perspektive anderer Menschen zu versetzen. Wenn man die Forschungsergebnisse auf die Schreibdidaktik bezieht, dann gewinnt man ein entwicklungspsychologisch fundiertes Modell für die Förderung der Perspektivenübernahme. Die Vorschläge, die ich für Schreibarrangements im Deutschunterricht vorgelegt habe⁴, gründen auf solchen Einsichten. Die Fähigkeit zur Perspektivenübernahme entwickelt sich schrittweise im Kindes- und Jugendalter; Rollenspiel (vor allem im Kindesalter), Verarbeitung von Konflikten im alltäglichen Interaktionsgeschehen und das Lesen und Schreiben geben für diese Entwicklung wesentliche Anstöße. Da – vor allem seit den entsprechenden Forschungen von John H. Flavell – die Entwicklung der Perspektivenübernahme als ein lebenslanger Prozeß gesehen wird, können die psychologischen Forschungen auch grundlegend für die Schreibarbeit mit Erwachsenen sein. In dieser Hinsicht sind die Forschungsergebnisse allerdings noch kaum ausgewertet worden.

5. Die kulturgeschichtliche Bedeutung des Fiktionsmodells

Mit der Betonung des identitätspsychologischen Aspekts und des Fremdverstehens knüpfe ich an eine Tradition literarischen Schreibens an, die kulturgeschichtlich für die Neuzeit von ausschlaggebender Bedeutung ist. Die Erschließung von Innenperspektive hat vor allem seit dem 18. Jahrhundert die Entwicklung der Erzählliteratur geprägt. Es ist die Entfaltung einer Schreibweise, die den Leser hineinzieht in die Erlebnisperspektive einer Figur. Diese Psychologisierung der Literatur ist eng mit ihrer Schriftlichkeit verbunden. Der mündliche Erzähler blickt von außen auf das Geschehen, verlebendigt es durch das szenische Erzählen mit Hilfe der direkten Rede. In dem Maße, wie sich die Literatur von der Mündlichkeit löste und auf Schriftlichkeit besann, entwickelte sie die literarischen Techniken zur Vermittlung innerer Erlebnisperspektiven, nämlich den inneren Monolog, die erlebte Rede, den Bewußtseinsstrom. Das Schreiben (und Lesen) lädt dazu ein, das Hier und Jetzt zu vergessen, sich probeweise hineinzuphantasieren in eine andere Welt und darin das Geschehen mit den Augen einer Perspektivfigur mitzerleben. Die eigene Körperlichkeit kann wie weggeblendet sein, man vergißt sich und wird ein anderer, und das Diktat der ablaufenden Zeit, das das Interaktionsgeschehen im alltäglichen Umgang und auch das mündliche Erzählen bestimmt, ist außer Kraft gesetzt: Der Schreibende kann innehalten, kann das Geschriebene korrigieren, kann zurück- und vorgeifen, muß nicht ständig an den Adressaten denken und auf Einwürfe, Antworten, Fragen reagieren, sondern kann seinen Gedanken und Phantasien nachhängen und so Innenwelten entwerfen. Das Schreiben und Lesen ist deshalb in der Zivilisationsgeschichte zu einem Medium der Erschließung von Innenperspektive und Fremdverstehen geworden. Meine Schreibwerkstattarbeit verstehe ich in dieser Tradition und gehe deshalb bei Arrangements, die sich auf Texte stützen, in der Regel von stark perspektivisch gestalteten Texten aus, also z. B. von neueren Kurzgeschichten und Erzählungen und weniger von Märchen und dergleichen. Im perspektivischen Schreiben sehe ich eine Möglichkeit der Erschließung von Innensicht, wie sie mit anderen Mitteln kaum zu erreichen ist. Darin ist meines Erachtens auch die Erklärung dafür zu sehen, daß heute in einer Zeit, wo die Schriftlichkeit in ihren alltäglichen Funktionen aufgrund der elektronischen Medien überflüssig zu werden droht, das erfahrungsbezogene und fiktionale Schreiben neu entdeckt wird. Denn angesichts des möglichen Abschieds von der literalen Zivilisationsepoche wird bewußt, welche Funktionen das Schreiben jenseits der Zweckrationalität in unserer Kultur gehabt hat und noch heute hat. Als Erben der abendländischen Zivilisation verstehen wir uns als Menschen, die anderen nicht nur als äußere Interaktionspartner gegenüberreten, sondern sich in fremde Erlebnisweisen hineinversetzen können und davon wissen, daß in jedem eine differenzierte Innenwelt existiert. Schreibwerkstattarbeit im Rahmen des Fiktionsmodells ver-

steht sich als eine Tätigkeit, die diese humanen Fähigkeiten erhält und entfaltet. Deshalb ist Schreibwerkstattarbeit mehr als nur Zeitvertreib und kann einen wichtigen Beitrag vor allem für die Aus- und Fortbildung in jenen Berufen leisten, die mit Menschen zu tun haben.

6. Praktische Hinweise

Es ist hier nicht der Ort, einen Leitfaden für fiktionale Schreibwerkstattarbeit zu geben. Um aber eine Vorstellung der praktischen Arbeit zu vermitteln, nenne ich einige Arrangements und gebe Hinweise auf die Arbeitsformen.

Vier Typen von Schreib Anregungen, die an vorgegebene Erzähltexte anschließen, sehe ich als grundlegend für das Fiktionsmodell an; sie sind seit langem bekannt und tauchen in vielfältigen Variationen im Deutschunterricht und in Schreibwerkstätten auf:

1. Die Geschichte wird weitererzählt (der Ausgangstext kann ganz oder nur teilweise ausgegeben werden).
2. Die Geschichte wird aus veränderter Perspektive umerzählt.
3. Man stellt sich vor, an einer bestimmten Stelle der Geschichte habe sich eine Figur anders verhalten als in der Vorlage, und erzählt nun die Geschichte mit dieser veränderten Vorgabe weiter.
4. Man nimmt an einer bestimmten Stelle an, eine Figur habe an eine andere einen Brief geschrieben, und verfaßt diesen Brief.⁵

Mit dem letztgenannten Anregungstyp knüpft man an eine vom Alltag her bekannte Schreibform, den Brief, an; entsprechende Arrangements eignen sich deshalb gut für den Einstieg ins fiktionale Schreiben. Das Briefmodell hat übrigens auch literaturhistorisch bei der Entwicklung des psychologisierenden Schreibens eine Auslöserfunktion gehabt: Im 18. Jahrhundert ist der Briefroman die Gattung gewesen, mit der die Psychologisierung ihre fast revolutionäre Entwicklung genommen hat (man denke an die Briefromane Richardsons, Rousseaus „Nouvelle Héloïse“ und Goethes „Werther“ – und deren Einfluß auf die Zeitgenossen).

Wenn sich eine Schreibgruppe in das fiktionale Schreiben etwas hineingefunden hat, können auch Sachtexte fiktional umgeschrieben, Bilder und Musik zum Ausgangspunkt gemacht werden. Und dann gibt es viele Möglichkeiten ohne Vorlage. Ich skizziere zwei Arrangements aus meiner Schreibwerkstattarbeit als Beispiel; sie zeigen zugleich, wie man Arrangements so gestalten kann, daß die Einzeltexte aufeinander bezogen sind.

1. Brief, „roman“: Alle Mitschreibenden erhalten je eine Karte, auf der ein frei erfundener Name und eine Altersangabe stehen; jeder stellt seine Karte für alle sichtbar vor sich hin und gilt im folgenden nun als die mit der Karte bezeichnete Figur. Alle beginnen nun in der Rolle der Figur, die sie darstellen, Briefe an die mit den Karten bezeichneten Figuren zu schreiben. Verfaßte Briefe werden sofort den Adressaten ausgehändigt, die nun zurückschreiben oder die erhaltenen Informationen in Briefen an dritte weitergeben können. Es entsteht in Kürze ein dichtes Netz von Beziehungen und Beziehungsgeschehen, voll von Überraschungen und Inkongruenzen, da das Briefeschreiben ja ohne Absprachen erfolgt. Man ist als Schreiber ständig gezwungen, solche Widersprüche zu verarbeiten, und wird dadurch auf neue Ideen gebracht (so schrieb ich bei der Durchführung dieses Arrangements als 28jährige Frau an den gleichaltrigen „Peter“, daß ich auf ihn, meinen Freund, wegen seines Verhaltens am Vorabend „stinksauer“ sei, worauf „Peter“ mir zurückschrieb, daß alles auf Mißverständnissen beruhe – zur gleichen Zeit aber verfaßte eine Teilnehmerin als „Evelyn“ einen überschwenglichen Brief an mich, in dem sie von ihrer neuen Liebe zu „Peter“ schrieb und so im fiktionalen Spiel ein Faktum setzte, von dem die als „Peter“ Schreibende noch gar nichts wußte – man kann sich vorstellen, welche weiteren Verwicklungen nun angebahnt waren ...).
2. Beziehungsspiel: Jeder Teilnehmer wählt aus vorgelegten Personenfotos eine aus und versetzt sich für das folgende Schreibspiel in die fotografierte Person. Nun erstellt jeder zur ausgewählten Fotografie eine Personenbeschreibung in Ich-Form; diese Selbstbeschreibungen werden vorgelesen. Dann wird ein Ort ausgelost, an dem sich alle diese Personen treffen sollen. Jeder beschreibt nun, wie und warum er dahin geht; wieder werden die geschriebenen Texte

vorgelesen. Anschließend wird ausgelost, was zwischen wem an diesem Ort geschieht (z. B. X verliebt sich in Y/X schläft mit Y/X bestiehlt Y/X verkauft Y Rauschgift u. ä.). Die ausgelosten Personen erzählen nun das jeweilige Beziehungsgeschehen aus ihrer Sicht. Da durch die Personen- und Wegbeschreibungen bereits Festlegungen erfolgt sind, ist es oft gar nicht leicht, das Beziehungsgeschehen nun glaubwürdig zu schildern – etwa wenn sich durch das Beziehungs-Los „X verliebt sich in Y“ jemand als homosexuell erweist, woran er bei der Selbstbeschreibung überhaupt nicht gedacht hat.

Man kann solche spielerischen Arrangements bis zum Erstellen eines romanartigen Gesamttextes weiterentwickeln. Es geht mir aber in meinen Schreibwerkstätten nicht um das Produkt, den abgeschlossenen, fertigen Text. Wichtig ist das Sich-Einlassen auf Erlebnisperspektiven, das Spiegeln des Eigenen im Fremden und das Entdecken des Fremden im Eigenen. In der Regel gibt es in meinen Schreibwerkstätten deshalb auch keine Überarbeitung der Texte – wir nutzen die Zeit lieber, um uns in ein neues Schreibabenteuer einzulassen. Wesentlich ist allerdings der Austausch der Schreibergebnisse, weil da immer wieder staunend erfahren wird, wie unterschiedlich dieselbe Situation entfaltet werden kann. Selbst die Stilhaltungen wechseln in vielfältiger Weise, so daß Ernst und Lachen oft eng beieinander sind, ohne daß sie sich gegenseitig stören würden.

Die Vorlesephase muß behutsam gestaltet werden; sie gilt in der Schreibwerkstattarbeit oft als problematisch. Wir gehen davon aus, daß kein Zwang besteht, den eigenen Text vorzulesen (eine Ausnahme bilden allerdings Arrangements wie das geschilderte Beziehungsspiel, das nur durch die gegenseitige Kenntnisnahme der Texte funktioniert). Dennoch leite ich die Vorlesephase in der Regel so, daß jeder der Reihe nach drankommt – statt vorzulesen, darf man aber auch etwas über die Empfindungen beim Schreiben sagen oder einfach das Wort weitergeben. Das Drankommen ist für viele ein hilfreicher Anstoß, die Hemmung, den eigenen Text vorzulesen, zu überwinden. Mit Kritik an Texten sind wir äußerst zurückhaltend. Es geht uns ja nicht um die Frage, ob ein Text gut gemacht ist. Es wird in meinen Schreibwerkstätten in der Regel überhaupt wenig zu den Texten gesagt, was viele hinterher dann allerdings bedauern. Ich sehe hier bei meinem Vorgehen ein noch nicht ganz befriedigend gelöstes Problem.

Geschrieben wird übrigens am Veranstaltungsort. Ich lasse also nicht Texte vorlesen, die zu Hause verfaßt worden sind. Die Schreibzeit ist damit beschränkt, was eine entlastende Funktion hat. Jeder kann sich sagen, daß die Zeit natürlich nicht ausreicht, einen ausgefeilten Text zu erstellen, und jeder ist entschuldigt, wenn er mit seinem Text nicht zu Rande kommt. Das Schreiben erhält so einen gewissen vorläufigen Charakter, das Prozeßhafte wird betont. Im übrigen ist das Erlebnis des Schreibens in der Gruppe wohl einer der Gründe für die Faszination, die die Schreibwerkstattarbeit auszuüben vermag: Man ist zusammen und doch auf sich und seinen Text konzentriert. Die Balance zwischen Phantasie und Erlebniswirklichkeit, zwischen Selbsterkundung und Fremdverstehen, die das Schreiben nach dem Fiktionsmodell kennzeichnet, findet ihre Entsprechung in der Balance zwischen dem konzentrierten Schreibakt, in dem jeder auf seine Vorstellungen konzentriert ist, und dem Aufgehobensein in der schreibenden Gruppe und dem anschließenden Austausch der Schreibergebnisse. Auch dies hat, so meine ich, mit Humanität zu tun.

Kaspar H. Spinner (Aachen)

Anmerkungen

- 1 Meine Schreibwerkstattpraxis soll also kein Widerruf des Konzepts eines identitätsorientierten Schreibens, wie ich es in dem von mir herausgegebenen Bändchen Identität und Deutschunterricht, Göttingen 1980, S. 67 ff. entwickelt habe, sein.
- 2 So definiert Klaus Weimar in seiner Enzyklopädie der Literaturwissenschaft, München 1980, S. 83 und 148 das literarische Schreiben.

- 3 Alfred Schütz, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Frankfurt a. M. 1974, S. 160.
- 4 Vgl. die folgenden Unterrichts Anregungen von mir: „Ich wollt', ich wäre du“, Praxis Deutsch 71 (1985), S. 30f.; Phantasierend Personen beschreiben, Praxis Deutsch 74 (1985), S. 36 ff.; Produktionsaufgaben zu Kurz- und Kürzestgeschichten, Praxis Deutsch 75 (1986), S. 55 ff.
- 5 Dafür haben Eggert/Rutschky (1978) den Begriff „literarisches Rollenspiel“ geprägt.

Literaturhinweise

Heiner Boehncke/Jürgen Humburg, Schreiben kann jeder. Handbuch zur Schreibpraxis für Vorschule, Schule, Universität, Beruf und Freizeit. Reinbek bei Hamburg 1980.

Diskussion Deutsch 84 (1985) mit dem Hefttitel „Schreibfreiheiten“.

Hartmut Eggert/Michael Rutschky (Hg.), Literarisches Rollenspiel in der Schule. Heidelberg 1978.

Jürgen Hein/Helmut H. Koch/Elke Liebs (Hg.), Das ICH als Schrift. Über privates und öffentliches Schreiben heute. Baltmannsweiler 1984.

Helmut H. Koch/Winfried Pielow, Schreiben und Alltagskultur. Voraussetzungen und Haltungen des Schreibens in Schule, Hochschule und in außerschulischen Bereichen, Baltmannsweiler 1984.

Literaturmagazin 11. Schreiben oder Literatur. Reinbek bei Hamburg 1979.

Gundel Mattenklott, Literarische Geselligkeit – Schreiben in der Schule. Stuttgart 1979.

Winfried Pielow, Schreibabenteuer mit Deutschstudenten. In: D. Boueke/N. Hopster, Schreiben – Schreiben lernen. Tübingen 1985, S. 92–114.

Gabriele L. Rico, Garantiert schreiben lernen. Sprachliche Kreativität methodisch entwickeln – ein Intensivkurs auf der Grundlage der modernen Gehirnforschung. Reinbek bei Hamburg 1984.

Paul Schuster, „Selber schreiben“ – von Schwierigkeiten des Lernens und Verlernens. In: J. Beck/H. Boehncke (Hg.), Jahrbuch für Lehrer 1978. Reinbek bei Hamburg 1977.

Lutz von Werder, ... triffst Du nur das Zauberwort. Eine Einführung in die Schreib- und Poesietherapie. München/Weinheim 1986.

Westermanns Pädagogische Beiträge 2/86 mit dem Hefttitel „Kreatives Schreiben“.